Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 12

Artikel: Wir und Korea
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069126

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wir und Korea

Von ADOLF GUGGENBÜHL

ILLUSTRATION HANS TOMAMICHEL

1.

Als ich im Dezember 1918 als 22jähriger die Uniform mit einem Seufzer der Erleichterung einmottete, hielt ich es, wie die meisten meiner Kameraden, für unwahrscheinlich, daß ich sie je wieder anziehen müßte. Hatten doch die Mächte, welche diesen Krieg führten, um den Krieg für immer zu beseitigen, gesiegt! War doch im Völkerbund die langersehnte Einrichtung geschaffen, die in der Lage war, Konflikte zwischen den Nationen auf friedliche Weise beizulegen!

Als ich 1945 als 49jähriger die Uniform wiederum versorgte, glaubte ich zwar nicht mehr an die Möglichkeit eines ewigen Weltfriedens, aber «peace for our time» schien mir immerhin mehr als eine bloße Hoffnung.

Und nun traf ich kürzlich einen alten Dienstkameraden. Er begrüßte mich mit den Worten: «Was meinsch?», und ich antwortete: «Hoffetli nüd!»

Nachher sprachen wir von andern Dingen, von unsern Schwiegersöhnen und Enkeln, vom Geschäft und von der Gesundheit. Aber wir wußten beide, das beruhte auf stillschweigender Abmachung; was uns eigentlich beschäftigte, war die Frage, ob wir ein drittes Mal zu einer Mobilisation einrücken müßten.

Es wird in der Schweiz nicht viel über Korea gesprochen; aber das Gespenst eines neuen Krieges ist trotzdem da, auch wenn man sich scheut, es an die Wand zu malen.

Nun ist es ja nicht so, daß der Korea-Konflikt grundsätzlich eine neue Lage geschaffen hat. Es gab noch nie eine Epoche in der Weltgeschichte, wo der Friede hundertprozentig garantiert war. Das hängt mit der unabänderlichen Zwiespältigkeit der menschlichen Natur zusammen. Der Mensch ist gut; aber der Mensch ist auch böse. Seine Seele umfaßt den Himmel und die Hölle. Und so wie jede Freundschaft immer in Gefahr ist, sich in Feindschaft zu verwandeln, so ist auch das friedliche Zusammenleben innerhalb einer Nation oder zwischen den Nationen immer bedroht. Oft sieht man den Krieg kommen, oft schlägt er ein wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Daß heute die Gefahr eines neuen Weltkrieges besonders groß ist, muß jedermann einsehen. Ein imperialistischer Staat

ist für die andern Völker immer gefährlich, besonders dann, wenn die Staatsgewalt in den Händen eines einzigen Mannes liegt. Diktatoren sind ihrem Wesen nach rücksichtslose Machtmenschen, und es liegt im Wesen der Macht, daß sie unersättlich ist. Man darf nie hoffen, daß Diktatoren das Vernünftige tun. Diktatoren sind keine kalten Rechner. Es sind Menschen, die vom Gift der Macht berauscht sind, der Rausch aber macht unberechenbar.

Außerdem hat Stalin ja in den letzten Jahren deutlich gezeigt, daß er vor Aggressionen genau so wenig zurückschreckt wie seine Gesinnungsverwandten früherer Zeiten, Dschingis-Chan, Napoleon und der Besessene von Berchtesgaden. Der Überfall auf Südkorea hat nur etwas, das man schon lange wußte, verdeutlicht.

Dazu kommt, daß ein militärisches Vakuum zu allen Zeiten für rücksichtslose Eroberer verlockend wirkte. Die meisten europäischen Völker haben ihre Rüstung dermaßen vernachlässigt, daß eine gut ausgestattete und große Armee heute Europa überrennen kann, ohne auf wirklich ernsthaften Widerstand von Landtruppen zu stoßen.

All das ist sicher Grund zur Beunruhigung.

2.

Dass jeder Mensch, der diesen Namen verdient, allein schon durch die Tatsache des gegenwärtigen Krieges in Korea traurig gestimmt wird, ist selbstverständlich. Gewiß, Korea ist weit weg; aber die amerikanischen Soldaten, die dort fern von der Heimat für die Sache der Heimat verbluten, sind unsere Freunde. Noch vor kurzer Zeit haben wir sie als Feriengäste in unserm Land kennengelernt, gut aufgelegt, lebensfreudig, voller Pläne für die Zukunft. Und nun werden die Leiber dieser heitern jungen Männer durch Dolche zerstochen, durch Kugeln zerlöchert, durch Bomben zerfetzt.

Auch die koreanischen Soldaten, jene des Nordens wie jene des Südens, sind unsere Brüder. Auch sie wurden zum größten Teil jäh aus einer friedlichen Existenz herausgerissen, ihre Lebenspläne wurden zerstört. Auch sie haben Väter, Mütter, Gattinnen, Kinder und Schwestern, deren Herz täglich durch Angst und Sorge gequält ist und die verzweifelt weinen, wenn ihre Angehörigen nicht mehr zurückkehren. Dazu kommen all die Bestialitäten, die jeder Krieg entfesselt. Wenn Krieg ist, macht der Teufel die Hölle weiter.

Aber trotz allem — es ist wahr, Korea ist weit weg, und der Mensch besitzt in außerordentlichem Maße die Fähigkeit, Dinge, die ihn nicht unmittelbar angehen, zu ignorieren. Das ist nötig; denn sonst könnten wir nicht leben. Wenn uns der koreanische Krieg so sehr beschäftigt, dann ist es weniger, weil uns das Schicksal der Soldaten, die dort kämpfen, nahe geht, sondern wegen der Gefahren, die Europa drohen.

« Jeden von uns », stand kürzlich in einem Leitartikel, « erfüllt das Schicksal Europas mit allerschwerster Sorge; denn darüber kann gar kein Zweifel herrschen: das ausgeblutete Europa wäre nicht in der Lage, einen Dritten Weltkrieg zu überstehen. Ja, man darf als sicher annehmen, daß, falls die neuen schrecklichen Waffen in Anwendung kämen, das schlechthin das Ende der Menschheit bedeuten würde. »

Ich halte diese Untergangsprophezeiungen für ebenso falsch wie die Verheißungen des ständigen Fortschrittes, die früher Mode waren.

Fluctuat nec mergitur — Es schwankt, aber es geht nicht unter — steht unter dem Schiff, das die alte Stadt Paris, die schon so viel Blut fließen sah, in ihrem Wappen hat. Europa hat schon manchen furchtbaren Krieg erlebt, immer aber richtete es sich wieder auf. In dem Maße, wie die Fähigkeiten der Zerstörung wachsen, wachsen jene des Wiederaufbaues. Und was die menschliche Kultur anbetrifft: sie existiert selbstverständlich so lange wie Menschen existieren.

Aber das sind müßige Spekulationen. Es geht uns ja um etwas ganz anderes. Wir sagen Europa und meinen uns selbst. In Wirklichkeit fürchten wir nicht den Untergang der europäischen Kultur, son-

dern den Untergang der eigenen wirtschaftlichen und vor allem der physischen Existenz. Wir haben Angst vor dem Tod.

Unsere Zivilisation hat es fertiggebracht, auf sehr raffinierte Art den Tod aus dem Leben herauszukomplimentieren. Wir stellen keine Schädel mehr in unsern Zimmern auf, die uns ständig an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern, wie es frühere Jahrhunderte taten. Wenn unsere Sekundarschülerinnen Verse in das Album einer Freundin schreiben, so zeichnen sie dazu Blumenranken und nicht Grabsteine, wie das noch im Biedermeier üblich war. Die Friedhöfe sind nicht mehr, wie zur Zeit der Romantik, beliebtes Ziel für Sonntagsausflüge. Die Gebrechlichen und die Kranken sind in Spitälern versorgt. In den großen Städten erinnern keine Leichenzüge mehr den Passanten an die peinliche Tatsache des Todes; die Toten werden rasch und unauffällig, ohne den flüssigen Verkehr zu stören, auf den Friedhof oder ins Krematorium gebracht. Kindern wird der Anblick von Leichen zartfühlend erspart.

Wir haben den Tod verdrängt. Wenn er nun, wie bei einer drohenden Kriegsgefahr, plötzlich wieder in unser Leben einbricht, so erschrecken wir.

Nun gehört auch diese Angst zum Wesen des Menschen. « Angst und Not begleiten uns bis in den Tod », steht auf einer alten Wappenscheibe. Wir werden schwach geboren, leben schwach und sterben schwach. Nur verhältnismäßig wenigen Menschen gelingt es, dank ihrer religiösen oder philosophischen Einsicht, dem Tod unerschrocken ins Auge zu schauen. Aber er ist trotzdem da, ob wir ihn verleugnen oder nicht. Er kann jeden Tag, jede Stunde, jede Minute an uns herantreten. Für den einzelnen Menschen macht es keinen grundsätzlichen Unterschied aus, ob er durch einen Unglücksfall, eine Krankheit oder durch die Kugel eines Maschinengewehres stirbt.

Es ist deshalb nicht so, als ob die Kriegsgefahr unsere Lage plötzlich verändert hätte. Ja, es ist nicht einmal so, daß sich deshalb nicht mehr so gut leben ließe. Die Erfahrung zeigt, daß man in jenen Epochen, wo die Sicherheit des 19. Jahrhunderts, die uns immer noch als Normalzustand vorschwebt, nicht vorhanden war, durchaus nicht weniger intensiv lebte. Im Gegenteil. Für niemanden duften die Blumen süßer, brennen die Küsse heißer als für den, der weiß, daß sein Leben in Gefahr ist. Wurden nicht von jenen Bürgern des Mittelalters, die täglich von Seuchen, Feuersbrünsten und Überfällen bedroht waren, die großartigsten Dome gebaut? Und war unsere Generation, die in einer unsichern und bedrohten Welt lebte, deswegen unglücklicher als die unserer Großväter?

Nein, auch wenn uns heute die Gefährlichkeit des Lebens wieder besonders zum Bewußtsein gekommen ist, so ist das kein Grund, den Kopf hängen zu lassen. Jetzt sollten wir uns erst recht vornehmen, die Früchte vom grüngoldenen Baum des Lebens zu genießen.

Gibt es Krieg in Europa, so hat man wenigstens jene Zeit, wo noch Frieden war, sinngemäß angewendet.

Kommt es aber nicht zum Kriege, so wäre es erst recht falsch gewesen, sich einige Jahre durch Heulen und Zähneklappern zu verderben. Wir würden dann jenem Manne gleichen, dem einmal ein Arzt gesagt hatte, es bestehe die Gefahr, daß er bald sterbe — der dann 88 Jahre alt wurde, sich aber die letzten 40 Jahre dadurch verpfuschte, daß er sich ununterbrochen mit dem ihm drohenden Unheil beschäftigte.

3.

Unsere Lage ist insofern grundsätzlich anders als 1933, als diesmal keine nennenswerte Gefahr im Innern des Landes droht. Es gehörte zur Taktik der nationalsozialistischen Eroberer, den Abwehrwillen der andern Völker auszuhöhlen, mit, wie man weiß, zum Teil großem Erfolg. Auch in der Schweiz bildeten die vielen nicht assimilierten Deutschen und ihre zahlreichen schweizerischen Mitläufer eine Gefahr, die um so größer war, als sie am Anfang nicht

richtig erkannt wurde. Die geistige Landesverteidigung im damaligen Nervenkrieg war eine aufreibende Aufgabe.

Heute ist die Situation ganz anders. Die kommunistische Propaganda findet in der Schweiz keinen Nährboden, wenigstens nicht bei jenen Leuten, auf die es ankommt. Mit den verhältnismäßig wenigen aktiven Kommunisten, die jetzt schon die Rolle einer Fünften Kolonne spielen, werden wir bestimmt leicht fertig. Die Schweiz ist gegen den Kommunismus immun.

Wenn wir also trotz Korea weiterhin unsern friedlichen Beschäftigungen nachgehen, als ob nichts passiert wäre, so ist das das Beste, was wir tun können.

Eine Aufgabe stellt sich allerdings: wir müssen unsere Landesverteidigung den neuen Verhältnissen anpassen, auch wenn diese Umstellung große Opfer erfordert.

Die immer größere Bedeutung, welche die Luftwaffe erhielt, und die Erfindung der Atombombe haben unmittelbar nach dem Kriege bei vielen Schweizern eine gewisse Verwirrung gestiftet. Man hörte hie und da die Ansicht vertreten, ein kleines Land könne sich heute gar nicht mehr verteidigen. Das ist sicher unrichtig.

Selbstverständlich könnten wir nicht lange standhalten, wenn die russische Dampfwalze gegen uns allein anrennen würde. Aber dieser Fall hat doch nur theoretische Bedeutung. Rußland will ja nicht in erster Linie die Schweiz erobern. Wir nehmen im Schachbrett der Weltstrategie nur den Platz eines unbedeutenden Bauern ein. Zu einem Angriff auf unser Land würden aller Wahrscheinlichkeit nach nur begrenzte Kräfte eingesetzt, so daß eine Verteidigung durchaus nicht sinnlos wäre.

Abgesehen davon wäre es wirklich sehr gut möglich, daß unser Land, weil es eine verhältnismäßig starke Armee besitzt und weil es wirklich entschlossen ist, zu kämpfen, auch diesmal wieder in Ruhe gelassen würde. Man hat bei uns in den letzten Jahren vielleicht allzuoft behauptet, es sei lediglich eine gütige Vorsehung gewesen, die uns erlaubt habe, zweimal unsere Neutralität unversehrt zu erhalten. Wenn wir die Dinge realistisch und ohne falsche Bescheidenheit ansehen, so müssen wir doch zugeben, daß es nicht nur Glück war, das uns vom Kriege fernhielt. Hätten wir nur eine Armee von der Art der nordischen Länder oder Hollands besessen, so hätte Hitler zweifellos nicht gezögert, auch die Schweiz zu überrennen. Dem Mutigen hilft Gott eher als dem Verzagten.

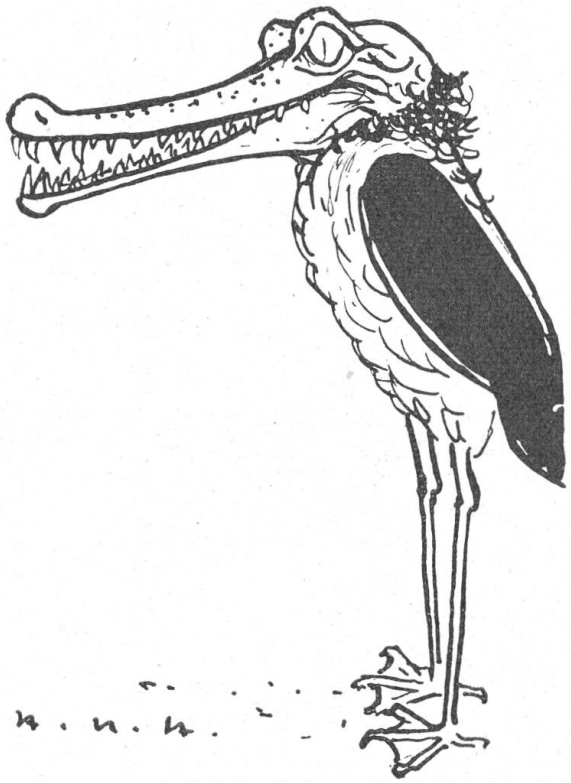
Natürlich sind wir nicht gegen alle Möglichkeiten gewappnet. Aber ist das ein Grund, die Hände in den Schoß zu legen? Haben nicht unsere Bergbauern seit Jahrhunderten mit großen Opfern Lawinenverbauungen gemacht, obschon sie wußten, daß diese Maßnahmen nicht unter allen Umständen die Lawine abhalten konnten?

4.

Man liest jetzt häufig Resolutionen von kulturellen Organisationen, die zur Samm-

---

FABELTIERE



Der Krokobu

lung aller wahren Friedensfreunde aufrufen. « Jeder Einzelne », heißt es da etwa, « muß an seinem Ort für die Erhaltung des Friedens wirken! »

Ich muß gestehen, ich weiß nicht recht, was man sich darunter konkret vorstellt. Die Erhaltung des Friedens hängt ja im heutigen Moment nicht vom guten Willen der Franzosen, Italiener oder Engländer und am allerwenigsten von dem der Schweizer ab, sondern ausschließlich von den Russen.

Sicher gibt es Zeiten, wo es Aufgabe aller Friedensfreunde ist, gegen die Kriegshetzer aufzutreten. Das wäre die Pflicht der Deutschen vor 1939 gewesen und wäre gegenwärtig Pflicht der Russen — allerdings eine gefährliche Pflicht. Für die wahren Friedensfreunde in den westlichen Ländern aber besteht die wichtigste Aufgabe zurzeit darin, alles zu tun, um den einzig möglichen Angreifer in Schach zu halten, also aufzurüsten.

Dazu braucht es aber mehr als « Tagungen des guten Willens ». Wenn der « gute Wille » nicht den konkreten militärischen Abwehrwillen verstärkt, so nützt er gar nichts. Ja, es besteht die Gefahr, daß solche unklaren Manifestationen der Völkerversöhnung als Appeasement wirken und dem Frieden genau so schaden, wie sie 1937 und 1938 schadeten. Waren nicht die «Friedensfreunde» MacDonald und Chamberlain weitgehend mitschuldig für den letzten Weltkrieg? Indem sie die Landesverteidigung sträflich vernachlässigten, provozierten sie einen Angriff des hochgerüsteten Feindes. Überhaupt erwiesen sich in den letzten Jahrzehnten die Pazifisten sehr häufig als ein Geist von jener Kraft, die stets das Gute will, und stets das Böse schafft.

Man hat schon manchmal gesagt, die Schweiz habe im Verlauf ihrer ganzen Geschichte nur ein einziges ganz großes Kunstwerk hervorgebracht, und das sei ihr Staat, die Schweizerische Eidgenossenschaft. Mit diesem Staat ist aber unsere Milizarmee untrennbar verbunden. Die Wehrfreudigkeit des Schweizervolkes *ist* ein Wunder. Während heute in fast allen europäischen Ländern ein junger Mann alles versucht, um sich vom Militärdienst zu drücken, kann sich ein junger Schweizer kein größeres Mißgeschick vorstellen, als wenn er bei der Musterung als untauglich befunden wird.

Trotzdem das Milizsystem von einem Unteroffizier und vor allem von einem Offizier die allergrößten Opfer an Zeit und Bequemlichkeit verlangt, ist auch heute noch in unsern Schulen die Zahl der Anwärter für diese Chargen viel größer als die Zahl derer, die berücksichtigt werden können. Junge Menschen, die alles andere als Märtyrer sind, die sich kaum dazu aufraffen können, für ihre Familie oder ihre Freunde auch das bescheidenste Opfer zu bringen, sind ohne weiteres bereit, im Interesse der Landesverteidigung an die Grenze des Tragbaren zu gehen.

Auch das Schweizervolk als Ganzes nimmt willig die Einschränkungen der Lebenshaltung in den Kauf, welche die hohen Militärausgaben bedingen — und das alles nicht als Ergebnis einer Propaganda oder im Taumel eines Welteroberungsrausches, sondern aus der Einsicht heraus, daß man das Leben nur gewinnen kann, wenn man bereit ist, das Leben einzusetzen.

5.

Wird es Krieg geben? Ich weiß es nicht. Aus verschiedenen Gründen, die mir einleuchtend erscheinen, halte ich es eher für unwahrscheinlich. Aber ich weiß es nicht. Niemand weiß es.

Nicht nur damit müssen wir uns abfinden, daß unser Leben ständig bedroht ist, sondern auch damit, daß uns der Blick in die Zukunft verschlossen bleibt. Das 19. Jahrhundert glaubte in seiner Überheblichkeit, den Lauf der Geschichte vorausberechnen zu können. Das ist unmöglich. So sehr sich unser Hochmut dagegen sträubt, auch von diesem Piedestal müssen wir herunter. Die Zukunft ist der einzige Eiserne Vorhang, der keine Löcher hat. Und das ist gut so.